



Sex – Gender: Ko-Konstitution statt Entgegensetzung

Paula-Irene Villa

Inhalt

1	Der kleine Unterschied: Natur und Protest	24
2	„Sex“ und „Gender“: Sexualwissenschaft und Soziologie	25
3	Sozialwissenschaften und jenseits: zur Ko-Konstitution von Kulturnatur des Geschlechts	29
4	Fazit und Ausblick: Materialitäten	31
	Literatur	31

Zusammenfassung

Spätestens seit dem Ende des 18. Jahrhunderts und bis heute prägend wird die eigentliche Wahrheit – die Ontologie – der Geschlechterdifferenz im natürlich gegebenen und damit vom Sozialen wesentlich unveränderbaren Körper vermutet. Dies wird seit den 1960er-Jahren in der sich entwickelnden wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Geschlecht und im Lichte der feministischen Kritik an problematischen Naturalisierungen als „Sex“ bezeichnet. Dies meint den im Prinzip sozial unveränderlichen, aber auch sozial nicht kausal determinierenden biologischen Rohstoff des Weiblichen/Männlichen. Davon wird seitdem „Gender“ unterschieden, die in Praxis gestaltbare, historisch variable, gleichermaßen identitätsrelevante wie sozialstrukturelle Dimension von Geschlechtlichkeit. Diese englischsprachige Unterscheidung von Sex und Gender wird international, aber auch im deutschsprachigen Raum verwendet, weil der Begriff ‚Geschlecht‘ hier nicht unterscheidet und damit zu unspezifisch ist.

Schlüsselwörter

Natur · Kultur · Körper · Biologie · Epistemologie

P.-I. Villa (✉)

Institut für Soziologie, LMU München, München, Deutschland

E-Mail: paula.villa@lmu.de

1 Der kleine Unterschied: Natur und Protest

Die Moderne ist begleitet von einer andauernden Auseinandersetzung um die Natur der Geschlechterdifferenz und deren Effekte. Die politische Auseinandersetzung darum beginnt spätestens mit Olympe de Gouges und ihrem 1791 verfassten „Manifest über die Rechte der Frau und Bürgerin“ (Gouges, zit. n. Gerhard 1987), in dem sie sich auf die natürliche Gleichheit und Gleichstellung der Geschlechter beruft. Die Bezugnahme auf die eigentliche *Natur* der Geschlechterdifferenz, um politische Verhältnisse, rechtliche Regulierungen oder individuelle Anerkennung zu gestalten, ist ein zentrales Element eben der Moderne. Anders formuliert: Die Eigentlichkeit der Geschlechterdifferenz, der Geschlechtlichkeit überhaupt wird in der Moderne als Natur verstanden. *Natur* ist die moderne Ontologie des Geschlechts (siehe Villa 2013).

Während diese Vernaturwissenschaftlichung der Geschlechterdifferenz seit dem späten 18. Jahrhundert bis heute die Grundlage des lebensweltlichen Alltagswissens der Geschlechterdifferenz als natürliche Tatsache bildet und die kritische Rekonstruktion dieser Dynamik (als ‚Biologisierung‘ oder ‚Naturalisierung‘) ein konstitutives Thema der Geschlechterforschung ist, war diese Vernaturwissenschaftlichung immer umstritten. Dies nicht zuletzt deshalb, weil die im engeren Sinne als rein biologisch verstandene Dimension ‚Sex‘ ebenso wenig wie das vorgeblich rein soziale ‚Gender‘ empirisch nicht so eindeutig voneinander trennbar und auch nicht so eindeutig dichotom sind.

Dies wird beispielsweise nachvollziehbar an wichtigen Einlassungen und Schriften in der Ersten Frauenbewegung. So formulierte Hedwig Dohm:

„Diese unglücklichen Naturgesetze scheinen die Sündenböcke für alle haarsträubende Dummheit, für jede Niedertracht der Menschen und Zeiten zu sein.“ (Dohm 1977, S. 75)

Hedwig Dohm wies in zahlreichen Essays darauf hin, dass die Befähigung zu spezifischen körperlichen Praxen (z. B. das Windeln von Babys) oder auch die Berufung zu Funktionen oder Rollen (z. B. Mutterschaft) weniger eine Frage der ‚Natur‘, sondern eine Frage von Wille und Übung sei. Etwas früher, um 1850, hatte in Akron, Ohio (USA) die ehemalige Sklavin und dann Predigerin sowie antirassistische Frauenrechtlerin Sojourner Truth die bis heute relevante Frage gestellt: „Ain’t I a Woman?“ (Truth 1850). Sie stellte einer Versammlung weißer, bürgerlicher Frauen, die sich für das Frauenwahlrecht einsetzten, diese Frage unter Verweis auf ihre gewissermaßen ‚männliche‘ körperliche Konstitution und körperlichen Erfahrungen: Sie habe gegessen, geschuftet, die Peitsche ertragen – wie ein Mann. Das in Anschlagbringen körperlicher ‚Wahrheiten‘, um idealisierte und abstrahierte Konstruktionen von Kategorien wie ‚Frau‘ herauszufordern, gehört seitdem zu den wichtigsten Elementen moderner ‚body politics‘.

Auch die Zweite Frauenbewegung, womöglich durch ihren starken Fokus auf Körperliches (Duden 2010), hat auf die theoretisch und konzeptuell problematische wie empirisch nicht haltbare Reduktion von Geschlecht auf eine biologische Eigentlichkeit nachdrücklich aufmerksam gemacht. Die Fokussierung auf „den kleinen

Unterschied“ (Schwarzer 1975) und die Zurückführung aller mit der Geschlechtszugehörigkeit verbundenen (Ungleichheits-)Phänomene auf diesen Unterschied schienen immer weniger plausibel. Was sollten weniger Rechte, geschlechtsspezifische Gewalterfahrungen, versperrte Zugänge zu manchen Berufen oder Tätigkeiten, juristische Abhängigkeiten, die romantisierende Überhöhung und zugleich gering-schätzende Ausbeutung z. B. von Fürsorge/Care-Tätigkeiten von Frauen, um nur wenige Beispiele zu nennen, mit der ‚Natur‘ bzw. der Biologie zu tun haben?

„Doch Biologie ist nicht Schicksal, sondern wird erst dazu gemacht. Männlichkeit und Weiblichkeit sind nicht Natur, sondern Kultur. Sie sind die in jeder Generation neu erzwungene Identifikation mit Herrschaft und Unterwerfung. Nicht Penis und Uterus machen uns zu Männern und Frauen, sondern Macht und Ohnmacht.“ (Schwarzer 1975, S. 243)

In dieser bündigen Programmatik – „Biologie ist nicht Schicksal“ – kommt der feministische Impetus der Trennung von Biologie und Sozialem, von Natur und Kultur, von ‚Sex‘ und ‚Gender‘ zum Ausdruck. Es ist zu beachten, dass es nicht heißt, ‚Biologie ist nicht real‘ oder ‚Biologie ist nicht wichtig‘. Wie auch in der Forschung ging und geht es im Politischen bei der Entkoppelung von Biologie und Sozialem, ‚Sex‘ und ‚Gender‘, darum, die deterministische Kausalität zwischen beidem infrage zu stellen. In einem politischen Sinne galt es, die Vorstellung einer Ontologie bzw. Eigentlichkeit der Geschlechterdifferenz zurückzuweisen, die sich durch ihre Berufung auf Natürliches gegen sozialen Wandel immunisierte. Zu lange, so zahlreiche (aber nicht alle!) feministischen Positionen der 1970er- und 1980er-Jahre, war durch die Anrufung einer Natur der Geschlechterdinge die Bevorzugung eines, des männlichen, Geschlechts und die juristische, ökonomische, kulturelle und politische Diskriminierung des weiblichen legitimiert worden. Nun galt es, so die politische Losung, die Natur der Geschlechtlichkeit auf ihre medizinischen, biologischen, körperlichen Gegebenheiten zurückzudrängen, um die soziale Gestaltung, das soziale Werden der Frau (frei nach de Beauvoir) in die selbstbestimmten Hände zu nehmen.

2 ‚Sex‘ und ‚Gender‘: Sexualwissenschaft und Soziologie

Aus dieser politischen und sozialen Gemengelage der Zweiten Frauenbewegung entwickelte sich die frühe Frauenforschung, aus der wiederum die aktuelle Vielfalt der Geschlechterforschung bzw. den Gender Studies entstand. Doch diese Chronologie ist nur ein Strang der Thematisierung von Sex/Gender. Parallel dazu entstand bereits in den 1950er-Jahren mit einigen Forschungsarbeiten im Kontext von Sexualwissenschaft und Psychiatrie ein Verständnis von Geschlecht als mehrdimensional und nicht biologisch determiniert. Andererseits entwickelte sich die Problematisierung der Natur-Ontologie der Geschlechterdifferenz – nicht konfliktfrei und auch nicht einheitlich – speziell im deutschsprachigen Raum in produktive Forschungsfragen, etwa zur historischen Entstehung der Hausarbeit (Bock und Duden 1977) oder zur Genese der wesenhaft unterschiedenen Geschlechtscharaktere (Hausen

1976). Hierbei wurde zwar die Sex/Gender-Begrifflichkeit nicht explizit aufgegriffen, aber die Perspektivenverschiebung hin zu einer Befragung vermeintlicher biologischer Determinierungen und zur Rekonstruktion historischer Muster der Naturalisierung war deutlich. Im englischsprachigen Bereich entstanden in den 1970er-Jahren zahlreiche Arbeiten, die sich forschend kritisch zur Naturalisierung der Geschlechtlichkeit stellten. Die empirische, überwiegend sozialwissenschaftliche Arbeit an der ‚Entlarvung‘ der Natürlichkeit der Geschlechterdifferenz als tatsächliche Naturalisierungs-Praxis kann ohne Zweifel als zentrales Thema der (mehr oder weniger feministischen) Frauen- und Geschlechterforschung bezeichnet werden.

Diese Thematisierung entwickelte sich auf der Grundlage von zunächst zwei Forschungstraditionen: zum einen aus der Sexualwissenschaft und klinischen Forschung der 1950er- und 1960er-Jahre, die sich mit (als ‚pathologisch‘ verstandenen) Formen der Inkongruenz zwischen physiologischem und sozialem Geschlecht befassten. Und zum anderen aus der ethnomethodologischen Forschungstradition innerhalb der Soziologie.

Joan Money (1921–2006) war ein US-amerikanischer Psychiater, der lange zu Inter- und Transsexualität forschte und sich auf entsprechende ‚Entwicklungsstörungen‘ bei Kindern und Jugendlichen spezialisierte. Er (und sein Team) verwies(en) darauf, dass das Auseintreten von genitalem Geschlecht und sozialer Geschlechtsidentität zeige, wie sehr das soziale Geschlecht – ‚Gender‘ bzw. genauer: ‚Gender Role‘ – in komplexen Sozialisationsprozessen erworben, also erlernt werde. Er wandte sich gegen einen auf ‚Sex‘ zurückführbaren Determinismus in Bezug auf die Komplexität menschlicher Geschlechtlichkeit und plädierte für ein mehrdimensionales Verständnis. So unterschied er sieben Dimensionen von Geschlechtlichkeit:

„1) bei Geburt zugewiesenes körperliches Geschlecht, 2) äußerliche genitale Morphologie, 3) zeugungsbezogene Strukturen im Inneren des Körpers, 4) hormonelle und weitere sekundäre Geschlechtscharakteristika (‚sex characteristics‘), 5) gonadales Geschlecht (‚sex‘), 6) chromosomales Geschlecht (‚sex‘), und 7) Gender als Rolle sowie die während des Aufwachsens etablierte geschlechtliche Orientierung als männlich oder weiblich.“ (Money et al. 1955; eig. Übersetzung)

Money gilt als Urheber der Begriffe „Gender Role“ und Geschlechtsidentität, als mit strikt physiologischen – etwa hormonellen oder genetischen – Merkmalen lose und komplex gekoppelten sozialen Tatsachen (Ehrhardt 2007). Es muss zugleich erwähnt werden, dass Money seit den 1970er-Jahren aufgrund seiner Behandlung von David Reimers, einem Hermaphroditen, massiv kritisiert, seine Klinik schließlich geschlossen und seine Arbeit in Teilen nachhaltig diskreditiert wurde. Die ‚John/Joan‘-Kontroverse um D. Reimers trug hierzu wesentlich bei und wird bis heute zur Infragestellung der in den Gender Studies vertretenen Entkoppelung von ‚Sex‘ und ‚Gender‘ instrumentalisiert: D. Reimers wurde nach einer missglückten Beschneidung im Babyalter auf Anraten von Money einer ‚geschlechtsangleichenden‘ OP unterzogen, und als Mädchen erzogen. Er bzw. sie und die Familie waren unter ständiger Behandlung durch Money. Als Jugendlicher jedoch entschloss sich D. Reimers, fortan als Mann zu leben. Nach einer tragischen Biografie, die von

schweren Depressionen, problematischen Beziehungen und vielen, auch beruflichen Rückschlägen geprägt war, nahm sich D. Reimers mit 38 Jahren das Leben. Zuvor hatte er seine Geschichte in den Medien veröffentlicht, inklusive einer harschen Kritik an den Behandlungsmethoden. Money blieb seitdem einerseits ebenso wichtiger Bezugspunkt der Sex/Gender-Unterscheidung wie politisch umstritten (Ehrhardt 2007). Von einigen wird die Tragik und Brutalität der Biografie von D. Reimers als Beleg dafür gesehen, dass die Sex/Gender-Unterscheidung unnatürlich, falsch und letztlich unmenschlich sei. Dies ist aufgrund der Komplexität des Falles ebenso wenig zutreffend wie die Annahme, körperliche Aspekte von Geschlechtlichkeit – Hormone, Anatomie – spielten gar keine Rolle (zur kritischen Diskussion von Money u. a. Downing et al. 2014).

Auch die Arbeiten von Robert Stoller (USA, 1924–1991), einem Psychoanalytiker, waren grundlegend für die Sex/Gender-Unterscheidung und ihre produktive Wirkung in den Gender Studies. Stoller unterschied im Laufe seiner klinischen Arbeit zwischen verschiedenen Dimensionen von Geschlechtlichkeit und differenzierte dabei zwischen Hormonen, bei Geburt zugeschriebenem Geschlecht und sozialer Prägung („imprinting“) (Stoller 1968; Berner 2009). Festzuhalten ist, dass der ‚Gender‘-Begriff im Unterschied zu ‚Sex‘, in den späten 1950er-Jahren eingeführt und etwa ab den 1970er-Jahren in der sich entwickelnden Frauen- und Geschlechterforschung aufgegriffen wurde. Der ‚Gender‘-Begriff ist demnach deutlich älter als derzeit angenommen wird.

Den zweiten Forschungsstrang, der die Sex/Gender-Unterscheidung in den sich entwickelnden Gender Studies maßgeblich prägte, bilden die grundlegenden Arbeiten aus der Ethnomethodologie (Garfinkel 1967; Kessler und McKenna 1978). Diese wiesen seit den späten 1960er-Jahren darauf hin, dass die Geschlechtszugehörigkeit als soziale Tatsache relativ unabhängig von anatomischen oder hormonellen Aspekten, umso mehr aber von praxeologischen Kompetenzen – was getan, gesagt, gewusst, gezeigt werden und entsprechend in Interaktionen intelligibel gemacht werden muss – abhängt. Mehr noch: In den empirischen Studien der ethnomethodologischen Soziologie zeigte sich nicht nur, wie sehr das „Doing Gender“ (Gildemeister 2010; Gildemeister und Hericks 2012, S. 198–207) bedingt unabhängig von anatomischen oder morphologischen Merkmalen funktioniert, sondern auch, wie sehr diese körperlichen Merkmale der kulturellen Interpretation folgen, sich also im sozial geschulten Blick überhaupt als Geschlechtsmerkmale konstituieren. „Beleiving is Seeing“ stellt daher Judith Lorber (1993) fest. Biologie wird hier als Ideologie bezeichnet. Nicht, weil biowissenschaftliche Forschung an sich ideologisch sei, sondern weil die Überzeugung, es gäbe zwei eindeutige, distinkte physiologische, also natürliche und jenseits des Sozialen gegebene Geschlechter („Sex“), sowie es gäbe ein Primat des ‚Sex‘, ideologisch ist. Diese Annahmen werden auch in den Biowissenschaften nicht uneingeschränkt geteilt, denn diese kennen komplexere und plurale Versionen der biologischen Geschlechtlichkeit und bringen die komplexe wechselseitige Bedingtheit von ‚Sex‘ und ‚Gender‘ in Anschlag.

Für die distinkt ethnomethodologische Perspektive auf ‚Gender‘ gilt die sog. ‚Agnes‘-Studie von Harold Garfinkel (USA, 1917–2011) als Grundlage und Ausgangspunkt. In dieser Studie rekonstruiert der (Mikro-)Soziologie Garfinkel das

soziale „passing“ (Garfinkel 1967, besonders S. 137–164) einer transsexuellen Mann-zu-Frau namens Agnes. Mit ‚passing‘ ist die Gesamtheit der sozialen Passung gemeint, d. h. die unauffällige Anerkennung als Person (in diesem Fall) weiblichen Geschlechts in normalen Alltagssituationen (Garfinkel 1967, S. 118). Allerdings gilt es zu beachten, dass er nicht immer systematisch eindeutig zwischen ‚Sex‘ und ‚Gender‘ unterscheidet. Garfinkel spricht überwiegend von „sexuiert“ („sexed“), wo sich heute womöglich „gendered“ formulieren ließe. So etwa, wenn er das empirische Faktum rekonstruiert, dass von einer weiblichen ‚Erscheinung‘ („appearance“) in der sozialen Alltagspraxis auf eine Vagina, von einer männlichen Erscheinung auf einen Penis geschlossen wird (Garfinkel 1967, S. 126–127). Er rekonstruiert in seiner Studie minutiös die dem Anatomischen vorgelagerte Bedeutung von ‚angemessener‘ geschlechtlicher Praxis in den noch so trivialsten Ausprägungen. Agnes berichtet von der Bedeutung der ‚richtigen‘ Art und Weise, eine Zigarette zu halten oder im genau richtigen Maß unspezifisch über frühere Jobs zu sprechen. Das „passing“ ist eine soziale Kompetenz, die nicht nur sehr viel soziales Wissen voraussetzt – darüber, wie Frauen oder Männer ‚sind‘ –, sondern die auch erfordert, dass dieses Wissen habitualisiert verkörpert und in der sozialen Praxis gewissermaßen zur Schau gestellt wird. Geschicht dies erfolgreich – wird also jemand als Frau bzw. Mann im Alltag anerkannt –, wird hiervon ausgehend ein ‚richtiger‘ Körper unterstellt. ‚Gender‘ ist also, empirisch (nicht zwingend logisch oder epistemologisch, wie Garfinkel humorig betont; Garfinkel 1967, S. 127) dem ‚Sex‘ vorgelagert.

‚Gender‘ beinhaltet überdies einige basale Annahmen über die Wirklichkeit der Geschlechtlichkeit (Garfinkel 1967, insbes. S. 122–124): Es gibt nur zwei Geschlechter, die gesamte Bevölkerung lässt sich einem zuordnen, die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht ist biografisch immer schon gegeben und unveränderlich, ihre Basis bilden letztlich die zur Reproduktion notwendigen ‚Geschlechtsmerkmale‘ und Penis sowie Vagina, während andere Aspekte der Geschlechtlichkeit variieren können. Diesen Grundannahmen folgend, werden Menschen auch körperlich einsortiert – nicht umgekehrt. Das bedeutet, die Genitalia als anatomische bzw. physiologische Dimension des Geschlechts werden durch soziale Praxis attribuiert. Schließlich werden Penis, Gebärmutter, Vagina, Spermien ja auch selten im Alltag überhaupt wahrnehmbar.

Zwei ethnomethodologisch arbeitende Soziologinnen – Suzanne J. Kessler und Wendy McKenna – formulierten in ihren empirischen Arbeiten (1978) einen klar von ‚Sex‘ unterschiedenen ‚Gender‘-Begriff. Auch sie haben zum Teil mit inter- oder transsexuellen Personen gearbeitet, doch gehen ihre Studien weit über die Auseinandersetzung mit dieser spezifischen Population hinaus. Sie stellen fest, dass spezifische Praxen der Geschlechtszugehörigkeit wesentlich Geschlechtszuschreibung („attribution“) sind. Wenn Menschen einmal durch soziale Praxis eine andere Person – und sich – als weiblich oder männlich einordnen, wird alles Nachfolgende in diesem Lichte sortiert, auch das Körperliche (Kessler und McKenna 1978, S. 6). Das empirisch rekonstruierte „gender attribution“ realisiert sich demnach wesentlich als „genital attribution“ im Allgemeinen, präziser als „Penis-Attribution“. In experimentellen Studien mit Kindern und jungen Erwachsenen stellen Kessler und

McKenna fest, dass die wesentliche Regel der Attribuierung in der Praxis faktisch lautet:

„Nimm jemanden als weiblich nur dann wahr, wenn du diese Person nicht als männlich einordnen kannst.“ (Kessler und McKenna 1978, S. 158; eig. Übersetzung)

Das heißt: Die männliche Form ist die Standard- oder selbstverständliche Annahme, die Attribuierung als weiblich realisiert sich im Kontext einer Abweichung von dieser Form. Schließlich stellen vielfache Autor_innen in dieser ethno-methodologischen Perspektive, wie vor ihnen auch H. Garfinkel (Garfinkel 1967, S. 118), fest, dass die naturalisierte Zweigeschlechtlichkeit in der sozialen Praxis ‚omnipräsent‘ sei. Ob dies zwangsläufig bedeute, dass sie ‚omnirelevant‘ sei, ist eine andauernde empirische Auseinandersetzung (vgl. Gildemeister und Hericks 2012, S. 299–308).

Im deutschsprachigen Raum haben die empirischen Arbeiten von Stefan Hirschauer, zum Teil auch von Gesa Lindemann (insbes. 1993) wesentlich zu einem komplexen und soziologisch informierten Verständnis des Zusammenhangs zwischen Körper und Geschlecht beigetragen. Sie haben in ihren jeweiligen Studien, wiederum mit transsexuellen Personen, rekonstruiert, wie komplex einerseits die Vergeschlechtlichung des Leiblichen ist, d. h. die Verschränkung sozialer Geschlechternormen mit der leiblichen Unmittelbarkeit (Lindemann 1993), und wie nachgelagert andererseits die im engeren Sinne körperliche Dimension des Geschlechts im Horizont vergeschlechtlichender Praxis ist (Hirschauer 1989). Der Körper ist hier „Effekt sozialer Prozesse“, nicht deren Basis (Hirschauer 1989, S. 101).

3 Sozialwissenschaften und jenseits: zur Ko-Konstitution von Kulturnatur des Geschlechts

Anne Oakleys Buch „Sex, gender, and Society“ von 1972 war einer der ersten Versuche, die Sex/Gender-Unterscheidung und ihre Entkoppelung über die Ethnometodologie hinaus soziologisch fruchtbar zu machen. Für Oakley war die Zurückweisung einer allzu einfachen, zudem deterministischen Erklärung für die Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen, für die systematische Entwertung dessen, was als weiblich galt (gilt) und für die ‚großen Folgen‘ des ‚kleinen Unterschieds‘ nicht befriedigend. Sie fand vorläufig bessere Erklärungen in Sozialisationsperspektiven und in der Analyse von ‚Geschlechterrollen‘. Es gilt als eines der ersten sozialwissenschaftlichen Bücher, das ‚Sex‘ von ‚Gender‘ unterscheidet, um nach dem empirischen, sozial vermittelten Verhältnis zwischen beiden Dimensionen – zwischen Biologie und Sozialem – zu fragen.

Ab den 1970er-Jahren wurde die Logik der Biologisierung als Naturalisierung der Geschlechterdifferenz, wurde die kausale Kopplung des ‚kleinen‘ mit den ‚großen Unterschieden‘ zum bevorzugten Gegenstand der multidisziplinären Geschlechterforschung. Sie ist es bis heute geblieben. Im deutschsprachigen Raum stachen die frühen Arbeiten zur Naturalisierung von Weiblichkeit als gegebene Wesenhaftigkeit

(Hausen 1976) sowie zur historischen Genese der vermeintlich natürlich-biologisch gebotenen Fürsorge-Arbeit von Frauen, d. h. der ‚Hausfrauisierung‘ (Bock und Duden 1977) heraus. Diese Zugänge deontologisieren einfache Vorstellungen einer geschlechtlichen Natürlichkeit. Anders gesagt: Sie haben die ‚Natur‘ der Geschlechterdifferenz historisiert und sie als Teil sozialer Verhältnisse sichtbar gemacht.

Zugleich gibt es eine Fülle von Studien, die zum kleineren Teil immanent naturwissenschaftlich, überwiegend aber in der multidisziplinären Schnittmenge zwischen Sozial- und Naturwissenschaften in den 1980er- und 1990er-Jahren entstanden. Dabei zeigte sich, dass das „biologische Rohmaterial“ (Rubin 1975, S. 165; eig. Übersetzung) tatsächlich immer schon epistemologisch gedeutet und praktisch ‚bearbeitet‘ ist: Gene (Lewontin et al. 1984; Fox-Keller 2000), Hormone (Oudshoorn 1994), Anatomie (Laqueur 1992), Evolution und „sexual selection“ (Blaffer-Hrdy 1981), Taxonomie (Schiebinger 1993), Neurologie (Fine 2011; Schmitz und Höppner 2014), ja medizinisches Wissen (Honegger 1991) und Körper (Fausto-Sterling 2000) schlechthin sind nur einige Beispiele für die vorgebliche Natürlichkeit des Biologischen, des ‚Sex‘ als jenseits sozialer Prägung. Jede vermeintliche körperliche Eigentlichkeit der Zweigeschlechtlichkeit, wie sie in den ‚Gender‘-Vorstellungen der Moderne angenommen wird, hat sich bislang als je vorläufige Verobjektivierung von sozialen Naturalisierungsprozessen entpuppt. Was nun, entgegen eines weit verbreiteten Missverständnisses, eben nicht bedeutet bzw. bedeuten muss, dass diese Verobjektivierungen verzichtbar, künstlich, beliebig, individuell verfügbar, ‚nur‘ konstruiert oder gar Hirngespinnste seien. Es muss auch nicht bedeuten, dass Geschlechtlichkeit keine biologische Dimension habe, keinen ‚Sex‘. Wohl aber bedeutet dies womöglich:

„A body’s sex is simply too complex. There is no either/or. Rather, there are shades of difference.“ (Fausto-Sterling 2000, S. 3)

Judith Butlers Auseinandersetzung mit der Sex/Gender-Unterscheidung (1991, S. 22–32, 1993) ist vielfach für idealistisch gehalten worden (feministische studien 1993), da sie radikal mit dem Dualismus bricht und dabei postuliert, dass jegliche Materialität diskursiv konstituiert sei, und formulierte: „sex ist immer schon gender gewesen“ (Butler 1991, S. 24). Für viele Kommentator_innen hat Butler eine Form von Diskursontologie formuliert, die dem Materiellen – dem Somatischen – nicht hinreichend Raum lässt und ohnehin nicht nur jegliche Eigentlichkeit des Biologischen bestreitet, sondern das Biologische oder auch Materielle schlechterdings als eigene Qualität überhaupt leugnet. Die Auseinandersetzung hierzu hält an. Butler ist auf den Vorwurf, den (Geschlechts-)Körper in seiner Eigenlogik zu ignorieren, ausführlich eingegangen und entwickelte hierbei den Begriff der Materialisierung. Sie betont dabei, dass sie für eine Vielfalt unterschiedlicher Materialitäten und (Geschlechts-)Körper plädiere (Butler 1993, S. 98). Zugleich spricht sie sich dagegen aus, den ‚Gender‘-Begriff auf eine Ontologie des ‚Sex‘ zurückzuführen.

4 Fazit und Ausblick: Materialitäten

Die strikte nature/nurture-Entgegensetzung, die Entgegensetzung also von Natur und Kultur, ist im Lichte aller (auch natur-)wissenschaftlichen Einsichten nicht haltbar. Auch ‚Sex‘ ist ‚Gender‘ und ‚Gender‘ beinhaltet ‚Sex‘ (Richardson 2013) – ‚Sex‘ und ‚Gender‘ sind ko-konstitutiv. Damit fallen ‚Sex‘ und ‚Gender‘ – bzw. unterschiedliche Qualitäten von Geschlecht – aber nicht in eins. Tatsächlich gibt es z. B. verschiedene Materialitäten, Ontologien, (Un)Verfügbarkeiten, Zeitlichkeiten, Ver-Objektivierungen zu beachten (siehe auch das Plädoyer bei Hirschauer 2003 und Mikkola 2017 für die philosophische Debatte). Die forschende Auseinandersetzung rund um den Zusammenhang unterschiedlicher Qualitäten des Geschlechts, der biologischen inklusive, hält an (aktuell z. B. zur Epigenetik Krall und Schmitz 2016).

Die mehr oder minder strikte oder auch unterschiedlich durchdachte Unterscheidung war politisch – im Kontext der Frauenbewegungen – und wissenschaftlich – für die frühe Frauen- und auch die Geschlechterforschung – hoch produktiv. Sie ist es zum Teil noch. Doch hat sie sich auch als simplistisch und epistemologisch wie empirisch nicht hinreichend belastbar erwiesen. Inzwischen gilt in den Gender Studies bzw. der Geschlechterforschung statt einer einfachen Gegenüberstellung von ‚Sex‘ (als Natur) und ‚Gender‘ (als Kultur), die Anerkennung der wechselseitigen Verklammerungen und Konstitutionsformen somatischer, biologischer, erfahrungsbezogener, historischer, praxeologischer usw. Dimensionen von Geschlechtlichkeit als plausibel. Zugleich muss anerkannt werden, dass innerhalb der Gender Studies verschiedene Fassungen der Sex/Gender-Unterscheidung genutzt werden, auch solche, die vom Apriori dieser Unterscheidung ausgehen.

Literatur

- Berner, Wolfgang. 2009. Stoller, Robert J. In *Personenlexikon der Sexualforschung*, Hrsg. Volkmar Sigusch und Günter Grau, 680–684. Frankfurt a. M.: Campus.
- Blaffer-Hrdy, Sarah. 1981. *The woman that never evolved*. Cambridge: Harvard University Press.
- Bock, Gisela, und Barbara Duden. 1977. Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In *Frauen und Wissenschaft. Beitrag zur Berliner Sommeruniversität 1976*, Hrsg. Gruppe Berliner Dozentinnen, 118–199. Berlin: Courage.
- Butler, Judith. 1991. *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith. 1993. *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Dohm, Hedwig. 1977 [1872]. *Was die Pastoren denken*. Zürich: Ala-Verlag.
- Downing, Lisa, Iain Morland, und Nikki Sullivan. 2014. *Fuckology: Critical essays on John money's diagnostic concepts*. Chicago: Chicago University Press.
- Duden, Barbara. 2010. Frauen-„Körper“: Erfahrung und Diskurs (1970–2004). In *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, Hrsg. Ruth Becker und Beate Kortendiek, 3., erw. u. durchges. Aufl., 601–615. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ehrhardt, Anke A. 2007. John money, Ph.D. *The Journal of Sex Research* 44(3): 223–224.

- Fausto-Sterling, Anne. 2000. *Sexing the body. gender politics and the construction of sexuality*. New York: Basic Books.
- Fine, Cordelia. 2011. *Delusions of gender: The real science behind sex differences*. London: Icon Books.
- feministische studien. 1993. Kritik der Kategorie ‚Geschlecht‘. *feministische Studien* 11(2): 3–9.
- Fox Keller, Evelyn. 2000. *The century of the gene*. Cambridge: Harvard University Press.
- Garfinkel, Harold. 1967. *Studies in ethnomethodology*. Cambridge: Polity Press.
- Gerhard, Ute. 1987. *Menschenrechte auch für Frauen. Der Entwurf der Olympe de Gouges*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Gildemeister, Regine. 2010. Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, Hrsg. Ruth Becker und Beate Kortendiek, 3., erw. u. durchges. Aufl., 137–145. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gildemeister, Regine, und Katja Hericks. 2012. *Geschlechtersoziologie. Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie des Sozialen*. München: Oldenbourg.
- Hausen, Karin. 1976. Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Hrsg. Werner Conze, 363–393. Stuttgart: Ernst Klett.
- Hirschauer, Stefan. 1989. Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit. *Zeitschrift für Soziologie* 18(2): 100–118.
- Hirschauer, Stefan. 2003. Wozu „Gender Studies“? Geschlechtsdifferenzierungsforschung zwischen politischem Populismus und naturwissenschaftlicher Konkurrenz. *Soziale Welt* 54(4): 461–482.
- Honegger, Claudia. 1991. *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750–1850*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Kessler, Suzanne J., und Wendy McKenna. 1978. *Gender: An ethnomethodological approach*. Chicago: Chicago University Press.
- Krall, Lisa, und und Sigrid Schmitz. 2016. Potenziale epigenetischer Forschung für das Konzept ‚sex vs. gender‘. *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 8(2): 99–116.
- Laqueur, Thomas. 1992. *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Lewontin, Richard, Steven Rose, und Leon J. Kamin. 1984. *Not in our genes: Biology, ideology and human nature*. New York: Pantheon.
- Lindemann, Gesa. 1993. *Das paradoxe Geschlecht: Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Lorber, Judith. 1993. Believing is seeing. biology as ideology. *Gender and Society* 7(4): 568–581.
- Mikkola, Mari. 2017. Feminist Perspectives on Sex and Gender. In *The stanford Encyclopedia of philosophy*, Hrsg. Edward N. Zalta . <https://plato.stanford.edu/archives/win2017/entries/feminism-gender/>. Zugegriffen am 01.02.2018.
- Money, John, Joan G. Hampson, und John Hampson. 1955. An examination of some basic sexual concepts: The evidence of human hermaphroditism. *Bulletin of the Johns Hopkins Hospital* 97 (4): 301–319.
- Oakley, Anne. 2016 [1972]. *Sex, gender and society*. New York: Routledge.
- Oudshoorn, Nelly. 1994. *Beyond the natural body. an archaeology of sex hormones*. New York: Routledge.
- Richardson, Sara. 2013. *Sex itself. the search for male and female in the human genome*. Chicago: Chicago University Press.
- Rubin, Gayle. 1975. The Traffic in Women: Notes on the „Political Economy“ of Sex. In *Toward an anthropology of women*, Hrsg. Ranya Reiter, 157–210. New York/London: Monthly Review Press.
- Schiebinger, Londa. 1993. *Nature's body. Gender in the making of modern science*. New Brunswick/New Jersey: Rutgers University Press.

- Schmitz, Sigrid, und Gritt Höppner. 2014. Neurofeminism and feminist neurosciences: a critical review of contemporary brain research. <https://www.frontiersin.org/articles/10.3389/fnhum.2014.00546/full>. Zugegriffen am 01.10.2017.
- Schwarzer, Alice. 1975. *Der kleine Unterschied – und seine großen Folgen*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Stoller, Robert. 1968. *Sex and gender: On the development of masculinity and femininity*. New York: Science House.
- Truth, Sojourner. 1850. Ain't I a Woman? Rede nach. <http://www.sojournertruth.org>. Zugegriffen am 01.10.2017.
- Villa, Paula-Irene. 2013. Rohstoffisierung. Zur De-Ontologisierung des Geschlechtskörpers. In *Ontologien der Moderne*, Hrsg. René John, Jana Rückert-John und Elena Esposito, 225–240. Wiesbaden: Springer VS.